

# "Stehen oder Fallen?"

Österreichische Politik im Ersten Weltkrieg

Bearbeitet von  
Lothar Höbelt

1. Auflage 2015. Buch. 323 S. Hardcover  
ISBN 978 3 205 79650 3  
Format (B x L): 17 x 24 cm  
Gewicht: 744 g

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Politikwissenschaft  
Allgemein > Politische Geschichte](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text "beck-shop.de" in a bold, red, sans-serif font. Above the "i" in "shop" are three red dots of increasing size. Below the main text, the words "DIE FACHBUCHHANDLUNG" are written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

**beck-shop.de**  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

# „Stehen oder Fallen?“

## Österreichische Politik im Ersten Weltkrieg

Lothar Höbelt

Lothar Höbelt

# »STEHEN ODER FALLEN?«

Österreichische Politik im Ersten Weltkrieg



2015

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar  
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektorat: Karin Leherbauer-Unterberger  
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien  
Satz: Michael Rauscher, Wien  
Druck und Bindung: Balto Print, Vilnius  
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier  
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79650-3

# Inhalt

<b>Vorwort</b> . . . . .	7
<b>I. Baisse (September 1914–Mai 1915)</b> . . . . .	11
Die Ausgangsposition: Militär und Politik . . . . .	11
Die Krise, Teil I: »Anständig zugrunde gehen«? . . . . .	22
Die Krise, Teil II: Die Heimatfront . . . . .	34
<b>II. Hausse (Mai 1915–Mai 1916)</b> . . . . .	45
Euphorie: »Was wir mit unseren Siegen anfangen sollen« . . . . .	45
Die Verschränkung von Innen- und Außenpolitik: »Austro-polnische Lösung« und »Mitteleuropa« . . . . .	56
Die »Magnatenverschwörung«: Die Fronde gegen Stürgkh . . . . .	73
Nationaler Burgfriede: Die Politik der »zwei Eisen im Feuer« . . . . .	86
<b>III. Patt (Juni – Dezember 1916)</b> . . . . .	98
Die Brussilow-Offensive: Von der »Parallelaktion« zu »Oberost« . . . . .	98
Das unabhängige Polen: »Ohne Staat auch keine Armee« . . . . .	109
Das Ende des Ancien Regime: »Wecken Sie mich so wie gewöhnlich um halb vier« . . . . .	116
<b>IV. Weltwende 1917 (Jänner–September 1917)</b> . . . . .	130
Exkurs: Die »2. Kriegserklärung« – die USA und die Wunderwaffen . . . . .	131
Friedensfühler: Richtige Einsichten und grandiose Missverständnisse . . . . .	150
Das neue Regime in »Cis«: Oktroi oder Parlament? . . . . .	156
Das neue Regime in »Trans«: Der Sturz Tiszas und das Machtvakuum in Ungarn . . . . .	171
Das »unpolitische« Ministerium Seidler: Nationale Autonomie und »Querfront« . . . . .	183
<b>V. Das Moment der letzten Spannung (Herbst 1917–Herbst 1918)</b> . . . . .	194
Der Schulterchluss Czernin–Kühlmann: »Noch ist Polen nicht verloren« . . . . .	194
Brest-Litowsk: Der Erstlings- und Brotfriede . . . . .	206
Die Sixtus-Affäre und die Legende vom »Vasallenstaat« . . . . .	229
Die Sixtus-Affäre und der »deutsche Kurs«: Teufel und Trautenau . . . . .	243
Exkurs: Großkroatien – die einzige »versäumte Chance« . . . . .	256

---

<b>VI. Epilog</b> . . . . .	262
Finis Austriae: Völckermanifest und Nachfolgestaaten . . . . .	262
Ausblick: Sieger und Besiegte? . . . . .	270
 <b>Quellen- und Literaturverzeichnis</b> . . . . .	 275
I. Archive . . . . .	275
II. Quelleneditionen . . . . .	277
III. Memoiren . . . . .	278
IV. Literatur . . . . .	279
 <b>Anmerkungen</b> . . . . .	 293
 <b>Bildnachweis</b> . . . . .	 317
 <b>Personenregister</b> . . . . .	 318

## Vorwort

»Die Weltgeschichte ist nicht sentimental und wir dürfen es auch nicht sein.«  
Baron Max Wladimir Beck im österreichischen Herrenhaus, 23. Oktober 1918

Die Julikrise ist vorbei. Der Krieg hat begonnen.

Bekanntlich endete dieser Krieg mit dem Zerfall Österreich-Ungarns; oder, wie es ein Kollege – selbstverständlich kein Deutscher, sondern ein russischer Fürst, der in England lebt – unlängst ausdrückte: Wenn es eine Sünde der Mittelmächte war, den Krieg zu beginnen; dann war es eine mindestens ebenso große, ihn zu verlieren, weil Europa sonst viel erspart geblieben wäre, Hitler und Stalin inklusive.

»Große Ereignisse werfen ihre Schatten hinter sich«, heißt es bei Heinz Ehrhardt – die Geschichte des Ersten Weltkrieges ist in Österreich meist als unausweichliches Schicksal wahrgenommen worden, als eine antike Tragödie, die zwangsläufig mit dem Untergang enden musste. Wer den Roman auf diese Art vom Ende her liest, riskiert die spannendsten Passagen zu überblättern. Der Erste Weltkrieg folgte keiner simplen Dynamik, wie der Zweite Weltkrieg, der nach seinem Kulminationspunkt 1941/42 für die Achsenmächte in eine unausweichliche Talfahrt mündete, die allenfalls der Glaube an die »Wunderwaffen« auszublenden vermochte. Der »Große Krieg« 1914–18 hingegen war erfüllt von überraschenden Wendungen, gerade was Österreich-Ungarn betrifft, von Wendungen, die wieder und wieder alle Vorhersagen der Experten widerlegten. Österreich-Ungarn und seine politische und militärische Führung hatten zweifellos ihr gerüttelt Maß an Eseleien auf dem Kerbholz (wie alle anderen auch). Die Monarchie entwickelte aber auch ein erstaunliches Durchhaltevermögen: Wenn man ihn zu Ende des Jahres 1914 gefragt hätte, ob Österreich-Ungarn den Krieg noch über Jahr und Tag aushalten würde, hätte er unbedingt verneint, schrieb ein preußischer Verbindungsoffizier in seinen Memoiren. Zwei Jahre später, im April 1917, war es der österreichisch-ungarische Außenminister Czernin, der das Gespenst des drohenden Zusammenbruchs an die Wand malte. Doch tatsächlich zusammengebrochen ist 1917 Russland; Italien immerhin beinahe. Die larmoyante Perspektive eines zum Untergang verurteilten Reiches wird der österreichischen Politik ebenso wenig gerecht wie das Zerrbild eines willenlosen Vasallen des wilhelminischen Deutschland.

Vielmehr gilt es, das vielfach aus den Extremen von Wehleidigkeit und Selbstanklagen zusammengesetzte Bild der gängigen Überlieferung zu korrigieren. Beim Ende der Habsburgermonarchie handelte es sich nicht um eine Frage von Loyalität oder Verrat. Politik ist die Kunst des Möglichen. Solange der Ausgang des Krieges unsicher war, solange man in den Worten des Grafen Czernin nicht wusste, ob man »stehen oder fallen« würde, verfolgte das Gros der Beteiligten eine »Politik der zwei Eisen im Feuer« – und das blieb so bis zum Spätsommer 1918.

Dieses Buch versucht die Politik des Habsburgerreiches – die innere wie die äußere – in diesen Jahren zu rekonstruieren. Mit einer Einführung in die Komplexitäten der inneren Struktur Alt-Österreichs ließen sich natürlich allein schon Hunderte von Seiten füllen, auf die Gefahr hin, den Leser weit über Gebühr zu ermüden. Es erschien mir daher zielführender, auf derlei Besonderheiten »Kakaniens« immer erst dann zurückzukommen, wenn sie für den Gang der Handlung wesentlich waren. Österreich-Ungarn war ein Vielvölkerstaat. Seine Geschichte wurde nach 1918 aus rund einem Dutzend unterschiedlicher nationaler Blickwinkel betrachtet. Das war nicht bloß eine Frage der Ideologie, sondern auch eine der Überlieferung und der Sprachkenntnisse. Um die Letzteren ist es auch beim Verfasser alles andere als ideal bestellt; ich habe mich dennoch bemüht, insbesondere der tschechischen und polnischen Perspektive das Augenmerk zu schenken, das ihr gebührt und danke allen, die mich vor sprachlichen Fehldeutungen bewahrt haben, in erster Linie natürlich meiner Frau Šárka, die monatelang mit Zdeněk Tobolka als »Hausfreund« leben musste. Ich bitte um Nachsicht, wenn dennoch das eine oder andere diakritische Zeichen im Eifer des Gefechts in Verlust geraten ist.

Schließlich lassen sich auch hundert Jahre nach den Ereignissen immer noch neue Quellen entdecken, die bisher noch nicht ausgewertet wurden, zusätzliche Informationen liefern oder bekannte Episoden in ein neues Licht zu tauchen vermögen. Speziell für die Außenpolitik der Monarchie 1914/15 ist die leider unveröffentlichte Arbeit des viel zu früh verstorbenen britischen Forschers John Leslie zu nennen. Ernst v. Rutkowski, der im Vorjahr verstorben ist, hat mir großzügigerweise seine ausgedehnte Sammlung von Briefen zur Geschichte des konservativen Großgrundbesitzes überlassen. Höchst angenehme Erinnerungen verbinden sich mit der Gastfreundschaft im Donaueschinger Archiv, die mir Prinz Johannes Fürstenberg und Graf Erwein Eltz gewährt haben. Für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in das Tagebuch der Prinzessin Henriette Hohenlohe, der Frau des Botschafters in Berlin und Tochter des Armeekommandanten Erzherzog Friedrich, gilt mein aufrichtiger Dank Herrn Herbert Fischer-Colbrie; für die Überlassung einer Kopie des Tagebuchs von Baron Oskar Parish v. Senftenberg Dagmar Hajkova und Luboš Velek, der mir auch einige Bilder aus dem Masaryk-Archiv zur Verfügung stellte. Alexander Korb war so liebenswürdig, mir noch in letzter Minute eine Reihe von Kopien aus dem Politischen Archiv des



Auswärtigen Amtes zu besorgen. Den Hinweis auf das Tagebuch des Bankdirektors und Handelsministers Alexander v. Spitzmüller verdanke ich dem Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Thomas Just; denjenigen auf die »Tagebuch-Briefe« des Vertreters des Außenministeriums im AOK, Friedrich v. Wiesner, meinem amerikanischen Mentor John Boyer und meinem alten Freund und Studienkollegen Rudolf Jeřábek, der mir auch eine Reihe von Kopien aus dem Auswärtigen Amt zur Einsicht überließ; eine Kopie des Tagebuches des Handelsministers Friedrich v. Wieser (*vive la petite difference!*) der verstorbenen Kaiser Karl-Forscherin Elisabeth Kovacs und Maria Zdislava Röhner.

Anna Ziemlewska war mir mit bewundernswerter Geduld behilflich, Passagen aus polnischen Memoiren und Tagebüchern zu übersetzen und steuerte zudem noch einige Photographien polnischer Staatsmänner bei. Wertvolle Hinweise auf Polonica verdanke ich außerdem Eva Jedruch und Dariusz Makilla, viele Einblicke in die Verhältnisse der ungarischen Reichshälfte Herrn Staatssekretär Zoltan Maruzsa und David Ligeti, dessen Biografie über Generalstabschef Arz v. Straussenburg hoffentlich bald ins Deutsche übersetzt werden wird. Für weiterführende Informationen zur süd-slawischen Frage bin ich Herrn Botschafter Andrej Rahten, Vojislav Pavlović, Iskra Iveljić, Stjepan Matković und last, but not least meinem alten Studenten Johannes Kalwoda zu Dank verpflichtet.

Abschließend ist vielleicht auch ein Hinweis auf den bewusst pragmatischen Zugang zu terminologischen Fragen am Platze. Der offizielle Name der Habsburgerreiches vor 1918 lautete selbstverständlich: die »österreichisch-ungarische Monarchie«. Es ist keineswegs als Geringschätzung der ungarischen Reichshälfte zu betrachten, wenn der Einfachheit halber im Kontext der internationalen Beziehungen vielfach doch von »den Österreichern« die Rede ist. So ist auch der Untertitel des Buches: »Österreichische Politik im Ersten Weltkrieg« zu verstehen. Die präzise, aber umständlich klingende Unterscheidung zwischen »Reichsdeutschen« und »Deutschösterreichern« fand ebenfalls nicht durchgehend Verwendung. Aus dem Zusammenhang geht in der Regel unmissverständlich hervor, wer mit den Deutschen gemeint ist – die Deutschen der Monarchie oder das Deutsche Reich.

Gewidmet sei das Buch meinem Freund Jean-Paul Bled, Emeritus der Sorbonne, der seit über einem Vierteljahrhundert die Fahne der Habsburg-Historiografie in Frankreich hochhält und dem ich so viele Anregungen und Begegnungen von Straßburg bis in die Vendée verdanke. Unsere beiden Bücher über den »Fall der Habsburgermonarchie« sind unabhängig voneinander entstanden, mit unterschiedlichen Schwerpunkten, und dabei doch auch das Resultat vieler gemeinsamer Gespräche.

Lothar Höbelt, im Mai 2015

## II. Hausse (Mai 1915–Mai 1916)

»Daß die Monarchie eine Berechtigung hat, bewies dieses Jahr.«<sup>86</sup>

### Euphorie: »Was wir mit unseren Siegen anfangen sollen«

Die k.u.k. Armee hatte bis zum Mai 1915 unter den Erwartungen abgeschnitten; ab Mai 1915 übertraf ihr Durchhaltevermögen alle Erwartungen. Der alte Kaiser mit seiner an Götterdämmerung grenzenden stoisch-fatalistischen Unnachgiebigkeit sah sich glänzend bestätigt: Der Sommer 1915 war für Österreich-Ungarn so etwas wie der Sommer 1940 für Großbritannien: Ein Aufbäumen nach einer Reihe demütigender Schläppen: »Their finest hour.« Ein Generalstäbler und späterer Parteigänger der Sozialdemokraten, Oberst Karl Schneller, notierte in seinem Tagebuch: »Der Krieg im Südwesten hat erst den höchsten moralischen Aufschwung gebracht.«<sup>87</sup> Dem »Wunder an der Marne«, dem Rückzug der deutschen Armeen, die knapp vor Paris standen, folgte das Wunder am Isonzo, der Halt für die Italiener, die kurz vor Triest standen – und es auch in dreieinhalb Jahren nicht erreichen sollten.

»Wunder« verlangen nach einer Erklärung, die über bloß psychologisch-impressionistische Eindrücke hinausreicht. Sicher: Der Krieg gegen Italien war populär. Die Empörung über den »Verrat« allgemein. Vor allem aber: Er stieß auch bei den Nationalitäten auf Resonanz, die dem Slogan vom Kampf der Germanen gegen die Slawen wenig abzugewinnen vermochten. Wenn man in der Militärkanzlei kolportierte, sogar serbische Truppen hätten bei der Nachricht von der italienischen Kriegserklärung ein »Zivio« auf Franz Joseph ausgebracht, so entsprach das vermutlich einer von Wunschen getragenen Übertreibung. Doch der kroatische Landtag brachte die Stimmung auf den Punkt, wenn er in einer Resolution davon sprach, es gehe jetzt vor allem einmal darum, slawischen Boden gegen die italienischen Aggressoren zu verteidigen. Zum Kommandanten der Isonzo-Armee wurde Svetozar Boroević ernannt, ein süd-slawischer Grenzeroffizier, der nach einer Blitzkarriere schon als möglicher Nachfolger Conrads im Gespräch gewesen war. Das wegen seiner umstrittenen Kapitulation vor den Russen aufgelöste Prager IR 28 wurde wieder aufgestellt, nachdem sich seine Reste gegen die Italiener bravourös geschlagen hatten. In Tirol mit seiner eigenen Wehrverfassung wurden die berühmten Standschützen aufgeboten, Freiwillige, die entweder zu alt oder zu jung für den regulären Wehrdienst waren.<sup>88</sup>

Fazit: Die »Moral« war besser als bei den Kämpfen im Norden. Daran allein konnte es freilich nicht liegen. Natürlich verdankten die Österreicher viel der Hilfe des »großen Bruders«, freilich in einer Weise, die sich auf dem italienischen Kriegsschauplatz

nicht unmittelbar bemerkbar machte, ja ihn anfangs sogar schwächte. Berlin hatte bekanntlich Verstärkungen zugesagt, falls die Österreicher bereit wären, durch Verhandlungen mit Italien für ein gewisses Zeitfenster zu sorgen. Falkenhayn stellte dafür acht zusätzliche Divisionen zur Verfügung; mehr noch: das Know-how, das man inzwischen im Westen erworben hatte, was den Stellungskrieg und den Einsatz schwerer Waffen betrifft. Der Technologietransfer erwies sich als das entscheidende Moment; diese Dichte an Artillerie war an der Ostfront bisher unerreicht. Die Schlacht von Tarnow-Gorlice begann am 2. Mai 1915; damit kam sie zu spät, um die Italiener noch groß zu beeindrucken, die ihre Entscheidung längst getroffen hatten; aber der Durchbruch gelang. Die Speerspitze des Erfolgs waren die deutschen Verbände; der Plan stammte von Conrad (und von den Eisenbahnverhältnissen: Anderswo ließen sich Truppenmassen kaum rasch zuschieben und versorgen).<sup>89</sup>

Die Offensive war mit Blick auf Italien unternommen worden; nach dem Anfangserfolg emanzipierte sie sich von dieser Gründungsgeschichte. In einer Entscheidung, die nun allerdings äußerst gewagt war, beschlossen Conrad und Falkenhayn zwischen 18. und 20. Mai, das Eisen zu schmieden, solange es heiß war, und die Offensive in Galizien fortzusetzen, ohne Rücksicht darauf, was die Italiener inzwischen unternehmen würden. Nur drei oder vier österreichische Divisionen wurden nach Südwesten in Marsch gesetzt. Das entsprach – sehr zum Unterschied vom August 1914 – dem Prinzip der Konzentration der Kräfte; es bedeutete dennoch ein Vabanquespiel, freilich eines, das sich bezahlt machte. Der Feldzug im Anschluss an Tarnow-Gorlice wuchs sich zum größten Einzelerfolg dieses Krieges aus: Ein Monat später, am 22. Juni, wurde Lemberg zurückerobert; sechs Wochen darauf fiel Warschau.

Dabei verdankte sich dieser Entschluss, alles auf eine Karte zu setzen, nicht allein der seltenen Einigkeit zwischen Conrad und Falkenhayn, sondern mindestens ebenso sehr der Uneinigkeit ihrer politischen Herrn und Meister. Den Deutschen brannte das Problem der Dardanellen unter den Nägeln: Seit Monaten bombardierte und bestürmte eine britisch-französische Expedition den Eingang zu den Meerengen; die Türken verteidigten sich hartnäckig, doch ihre Achillesferse war der Mangel an Munition, insbesondere an Artilleriegeschossen. Ein Durchbruch der Briten würde nicht bloß das Regime in Konstantinopel kippen, sondern Russland mit den Hilfsquellen des Westens verbinden, was sonst nur höchst umständlich über die Arktis möglich war, wo Kriegsgefangene in der Tundra an der Murmanskbahn schufteten. Jagow kam daher auf sein Lieblingsprojekt einer Operation gegen den Negotiner Zipfel Serbiens zurück, der Österreich-Ungarn von Bulgarien trennte: »Daran hängt meo voto  $\frac{2}{3}$  des Erfolgs des ganzen Krieges.«<sup>90</sup> Die Österreicher, nach zwei gescheiterten Offensiven gegen Serbien mehr denn je gebrannte Kinder, lehnten ab. Ohne bulgarische Unterstützung werde man am Balkan nichts mehr unternehmen. Im Gegenzug verzichtete man in Österreich jedoch auch auf eine stärkere Berücksichtigung der italienischen

Front, sondern setzte den Feldzug von Tarnow-Gorlice fort. Der große Erfolg entsprang einem politischen Pakt, als kleinster gemeinsamer Nenner.

Tarnow-Gorlice erklärt die Renaissance der österreichischen Lebensgeister im Allgemeinen, doch keineswegs ihr miraculöses Durchhalten im Südwesten. Dazu bedurfte es keines Geniestreichs, sondern einer Mehrzahl von Faktoren, die kumulativ ihre Wirkung entfalteten. Die Italiener verfügten auf dem Papier über 36 Divisionen; davon kamen anfangs bloß 24 zum Einsatz; erst Mitte Juli war die Armee komplett. Die Koordination zwischen Politik und Militär in Italien ließ zu wünschen übrig; die sogenannte stille (»rote«) Mobilmachung ab 1. März trug nichts zur Effizienz des Aufmarsches bei. Wenn die bisherigen Kämpfe den Österreichern schon keine Lorbeeren eingebracht hatten, so doch eine gewisse Kriegserfahrung. Artilleristisch gesehen, waren die Österreicher allen anderen Großmächten 1914 unterlegen; anders stand es mit den Maschinengewehren, der Abwehrwaffe par excellence. Die Österreicher verfügten davon anfangs genauso wie die Preußen oder die Russen über zwei Stück pro Bataillon, noch dazu von einem ausgezeichneten Modell: Schwarzlose. Nicht so die Italiener: Sie hatten ihre MGs bei den Engländern bestellt; doch die Lieferungen wurden mit Kriegsausbruch storniert.<sup>91</sup>

Schließlich machte sich ein statistisches Verwirrspiel bemerkbar, wie es in der gängigen Statistik nach Divisionen nicht aufscheint. Österreich-Ungarn nützte sein »Menschenmaterial« keineswegs optimal aus: Frankreich, mit einer kleineren Bevölkerung von unter 40 Millionen, vergrößerte seine Armee rasch von 60 auf 110 Divisionen; Deutschland expandierte von ca. 100 bis auf ca. 240; Österreich-Ungarn von etwas über 50 auf knapp 70. Frankreich bildete in Friedenszeiten über 80 % seiner Jahrgänge militärisch aus, Deutschland immerhin noch über 50 %, Österreich-Ungarn kaum 30 % (Russland allerdings noch weniger).<sup>92</sup> Die Monarchie verfügte als einzige Großmacht über keinerlei Kader für Reservedivisionen. Die neu ausgebildeten – oder eben kaum ausgebildeten – Mannschaften wurden fast ohne Offiziere in Marschbrigaden an die Front geschickt; Österreich-Ungarn erlitt fast die Hälfte seiner blutigen Verluste im ersten Kriegsjahr; Hunderttausende Gefangene und hohe Krankenstände taten das Übrige, um die Stagnation von Habsburgs Wehrmacht im internationalen Maßstab zumindest einigermaßen zu erklären.

Das war freilich nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite bestand in den stillen Reserven, auf die man in einem Notfall wie Italien zurückgreifen konnte; Österreich-Ungarn verfügte über einen relativ hohen Anteil von Soldaten, die nicht in regulären Divisionen organisiert waren. Das begann mit den Gebirgsbrigaden und setzte sich gerade am Balkan und an der Küste in einer Reihe von Garnisonen und Detachments fort, die zusammengerechnet eine nicht unbeträchtliche Stärke erreichten. Conrad beging nach Ansicht seiner Mitarbeiter einen schweren taktischen Fehler, als er im Gespräch mit Falkenhayn in einem unbewachten Moment zugab, auch nach

Abzug fast aller mobilen Divisionen von der Balkanfront im Februar stünden dort noch immer fast 200.000 Mann – über viel mehr verfügten die Serben auch nicht.<sup>93</sup> Den Kern der Isonzo-Armee bildeten diese Truppen von der Balkanfront, die im Mai 1915 fast völlig abgezogen wurden, samt ihrem Kommandanten, Potioreks Nachfolger Erzherzog Eugen, Friedrichs Bruder, einem Mitglied des Erzhauses und katholischen Ordensritter, der mit seinem Generalstabchef Alfred v. Krauss, einem schroff-freigeistigen Alldeutschen, ein unwahrscheinlich kongeniales Team bildete.

Freilich: Wenn man ein Loch stopfte und dafür ein anderes öffnete, dann stellt sich die Frage, warum jetzt nicht zumindest am Balkan die Katastrophe drohte? Die Österreicher bereiteten vorsorglich schon die Räumung Sarajewos vor, zumindest durch alle Zivilbeamten, nahmen den Befehl dann aber doch zurück.<sup>94</sup> Zum einen waren die Serben von ihren Erfolgen ebenfalls stark mitgenommen worden, zum anderen im Winter 1914/15 von einer Typhusepidemie heimgesucht, die offenbar noch ärger wütete als unter den österreichischen und russischen Truppen in Galizien. Zu guter Letzt aber spielten wohl doch auch politische Faktoren eine Rolle: Die Serben mochten nicht gerade »Zivio Franz Joseph« rufen, wie ihnen unterstellt wurde, aber sie machten aus ihren Antipathien für den neuen italienischen Verbündeten keinen Hehl.

Russlands Außenminister Sazonow hatte im Vorfeld des Londoner Vertrages so manche Sträube mit den Italienern ausgefochten, als es um die Abgrenzung ihrer Ansprüche in Dalmatien ging. Die Serben betrachteten die Italiener nicht als Verbündete, sondern in erster Linie als Konkurrenten. Pasić ließ sich im Zuge der Verhandlungen tatsächlich einmal dazu hinreißen, im Zweifelsfall würde er lieber unter österreichisch-ungarischer Herrschaft leben als unter italienischer. Die italienische Kriegserklärung beantworteten die Serben nicht mit einem Einfall in Bosnien, um Österreich-Ungarn den Todesstoß zu versetzen, sondern mit einer Invasion des formell unabhängigen, politisch seit Kriegsausbruch verwaisten Albaniens, um den Italienern, die 1914 bereits Valona besetzt hatten, bei der Aufteilung der Beute zuvorzukommen (denn von Albanien stand im Londoner Vertrag nichts). Niemand anderer als der Schwiegervater Viktor Emanuels, König Nikita von Montenegro, gab mit der Besetzung Skutaris den Startschuss, was die Italiener so sehr empörte, dass sie ihren Gesandten aus Cetinje abberiefen.<sup>95</sup>

Schließlich ging es um den Hund, der nicht bellte, nämlich ein weiteres Mal um Rumänien, das seine Politik gerne mit Italien koordiniert hätte. Im Winter wurde zwischen Rom und Bukarest auch tatsächlich ein entsprechender Vertrag abgeschlossen; ohne fixe Bindungen, ging man doch davon aus, dass beide Länder gleichzeitig in den Krieg eintreten würden. Der Informationsfluss kam zum Erliegen, sobald die italienischen Verhandlungen nach beiden Seiten ein gewisses Maß an Komplexität erreichten. Immerhin konnten die Österreicher ihrerseits aus den abgefangenen Telegrammen zwischen Rom und Bukarest wertvolle Erkenntnisse schöpfen. Die Ru-

mänen hielten sich gar nicht erst mit diplomatischem Geplänkel auf, das als Absprungbasis für den Kriegseintritt herhalten könnte; sie stießen dafür auf noch größere Schwierigkeiten mit den Russen als die Italiener. Siebenbürgen war den Rumänen ja schon im Vorjahr versprochen worden; für den Kriegseintritt benötigte man einen Zusatzanreiz. Bratianu verlangte Czernowitz, die halb ukrainische Bukowina im Norden, Temesvar, das halb serbische Banat im Süden Siebenbürgens.

Doch die Russen – von den Serben gar nicht erst zu reden – erwiesen sich in dieser Hinsicht als unzugänglich. Während diese zähen Verhandlungen noch im Gang waren, ging in Galizien die Offensive von Tarnow-Gorlice los. Rumänien, so hatte Burian dozierte, wolle Zünglein an der Waage spielen, aber »Zünglein erst an der sich schon stark neigenden Waage«.<sup>96</sup> Diese Perspektive schien durch die unerwarteten österreichischen Erfolge infrage gestellt. Jetzt war Vorsicht wiederum der bessere Teil der Tapferkeit. Rumänien trat im Mai 1915 nicht in den Krieg ein, sondern verlegte sich ein weiteres Jahr aufs Abwarten. Auf die italienische Diplomatie wirkte das Abschwenken Rumäniens als Schock. Der Generalsekretär der Consulta, des italienischen Außenministeriums, verfasste am 9. Mai eine Notiz: »Ohne Rumänien kann und darf Italien nicht in den Krieg eintreten.«<sup>97</sup> Doch für Italien waren mit dem Londoner Vertrag und der Kündigung des Dreibundes die Würfel bereits gefallen. Allzu kurzfristig-offenkundigen Opportunismus konnte sich eine Großmacht, die als solche ernst genommen werden wollte, nicht leisten.

Diese Balkanperspektiven erklären einen großen Teil der Enttäuschungen für die Italiener, die über die ersten paar Kilometer nicht hinaus kamen – und zu einer wirklich groß angelegten Offensive auch erst in der 3. Isonzoschlacht im Herbst ansetzten, als Polen schon verloren war, für die Russen nämlich. Dieser Erfolg im Norden hatte schon in den ersten Wochen massiv zur Abschreckung Rumäniens beigetragen; sein Ausreifen im Sommer zeitigte weitere, unmittelbare Auswirkungen auf die politischen Konjunkturen am Balkan. Bulgarien und Rumänien hatten einander bisher wechselseitig neutralisiert: Rumänien hatte Bulgarien zu verstehen gegeben, spätestens seit dem türkischen Kriegseintritt, dass es einem Angriff auf Serbien nicht tatenlos zusehen werde; für die Rumänen war der Gedanke an die bulgarische Armee in ihrem Rücken ebenfalls höchst ungemütlich bei all ihren Überlegungen, allenfalls militärisch gegen Österreich vorzugehen.

Bulgarien war der Staat, der mehr als die anderen umworbenen Neutralen auch tatsächlich eine Wahl hatte, nicht bloß zwischen Neutralität und Kriegseintritt, sondern zwischen beiden kriegführenden Parteien, mit einer gewissen Schlagseite zu den Mittelmächten, zweifellos, doch mit keiner unüberwindlichen. Immerhin hatte Zar Ferdinand währen der Balkankriege nicht bloß die versäumte Möglichkeit betrauert, Serbien von der Landkarte verschwinden zu lassen, sondern auch mit einem Einzug in Konstantinopel geliebäugelt, als Nachfahre der byzantinischen Kaiser. Die Türken

hatten im September vor ihrem Kriegseintritt noch einen Freundschaftsvertrag mit Sofia unterzeichnet, doch auf die Unabänderlichkeit dieser Bezeugungen würde niemand große Summen wetten.

Der Durchbruch durch die Dardanellen war von Churchill und den Briten ursprünglich nicht als Landungsoperation gedacht, sondern als Möglichkeit, die Kampfkraft all der veralteten Schlachtschiffe der Vor-Dreadnought-Ära zu verwerten, über die Großbritannien im Überfluss verfügte; gleich fünf von ihnen im ersten Anlauf zu verlieren, war dann doch ein bisschen zuviel (außer für Churchill). Die Landstreitkräfte, sofern nötig, sollten ursprünglich vor Ort rekrutiert werden. In erster Linie dachte man dabei an Griechenland, das mit den Osmanen noch von den Balkankriegen her einen ungelösten Streit um die ägäischen Inseln auszufechten hatte und seit Langem gegen die Türken rüstete. Die Griechen freilich fürchteten die Bulgaren, die ihre Ansprüche auf das thrakische Gebiet leicht erneuern könnten, jetzt, wo Serbien anderweitig beschäftigt war. Auf Drängen der Entente ließ sich der griechische Premier Venizelos deshalb zu einem Angebot herab, den Bulgaren das Gebiet um Kavalla abzutreten: Er untermauerte den unpopulären Verzicht vor der Öffentlichkeit statistisch: Man gebe 30.000 Griechen auf und könne in Kleinasien und den Inseln 800.000 Griechen befreien.<sup>98</sup>

Daraufhin machten ihm am 6. März, offenbar unabhängig voneinander, gleich zwei gekrönte Häupter einen Strich durch die Rechnung: Zum einen der Zar Nikolaus, der sich jegliche Einmischung von Griechen oder Bulgaren in Konstantinopel verbat: Die Meerengen und alles, was dazu gehörte, seien Russland als Kriegsziele zugesichert worden, das ein entsprechendes Landungskorps bereithielt, sobald die britische Flotte sich den Weg durch die Dardanellen gebahnt – und den deutsch-türkischen Dreadnought (die »Goeben«, jetzt »Yavuz«) ausgeschaltet hatte, der das Schwarze Meer unsicher machte. Zum anderen aber Venizelos' eigener König, Konstantin, ein Schwager Wilhelms II., der gegen einen Kriegseintritt war und das Angebot von Kavalla als willkommenen Vorwand benützte, den ungeliebten Premier zu entlassen und Neuwahlen auszuschreiben (die Venizelos im Sommer dann freilich knapp, aber doch gewann).<sup>99</sup>

Die größte Gefahr für die Mittelmächte war mit diesem 6. März 1915 vermutlich vorübergegangen. Doch die Westmächte ließen nicht locker: Der Wert der bulgarischen Unterstützung vergrößerte sich, sobald sich der Schwerpunkt des Dardanellen-Unternehmens auf die Operationen zu Lande verlegte und die Briten, sprich: die Australier und Neuseeländer, die hier eingesetzt waren, auf der Halbinsel Gallipoli noch auf den Stränden liegenblieben.<sup>100</sup> Der Lockvogel für Bulgarien bestand in einer Revision des Bukarester Friedens, sprich: einer Abtretung von Teilen Mazedoniens, die Bulgarien ursprünglich zugesagt und nach dem Zweiten Balkankrieg vorenthalten worden waren. In dieser Beziehung waren die Mittelmächte freilich im Vorteil, die

Bulgarien am 6. Juni auf eine Weise Mazedonien zusicherten, wie es die Russen im Herbst mit den Rumänen und Siebenbürgen getan hatten, als Preis allein schon für ihre (wohlwollende) Neutralität. Die Entente tat sich da schwerer, wenn sie ihren tapferen serbischen Verbündeten um den Löwenanteil seiner Gewinne aus den Balkankriegen erleichtern wollte.

Wiederum spitzte sich die Frage, wie bei Italien, auf die Frage zu, wann denn diese Gebiete den Besitzer wechseln sollten: Die Bulgaren bestanden auf Barzahlung, einer Übergabe *hic et nunc*; der Gedanke an eine etwaige serbische Revanche spielte hier eine geringere Rolle: Die Garantie der siegreichen Großmächte genügte. Auf diesem Sektor konnte die Entente den Mittelmächten allerdings den Rang ablaufen, wenn sie Bulgarien den Leckerbissen Mazedonien auf dem Präsentierteller servierte, ohne dass es dafür irgendwelche militärischen Anstrengungen unternehmen müsse. Dazu benötigte die Entente freilich das, wenn auch noch so widerstrebende, Einverständnis Serbiens. Doch Pasić war – ganz wie die Österreicher gegenüber Italien – allenfalls bereit, einen Teil Mazedoniens herzugeben beim Friedensschluss, sobald Serbien auch tatsächlich in den Besitz Bosniens, des Meereszugangs und der anderen schönen Dinge gekommen war, die ihm in Aussicht gestellt wurden. Der serbische Ministerpräsident beharrte darauf, man könne nichts Gewisses für etwas Ungewisses hergeben, selbst dann, als der russische Botschafter den Kontrast beschwor zwischen der glänzenden Zukunft der Südslawen und den paar armseligen Bergdörfern, um die es da in Mazedonien ginge.<sup>101</sup>

Ein ähnliches Problem, wenn auch in viel geringeren territorialen Dimensionen, ergab sich für die Mittelmächte in der anderen Richtung: Mazedonien herzuschenken war für sie kein Problem, doch Bulgarien verlangte auch eine Grenzrevision gegenüber der Türkei, an der Maritza bei Adrianopel, das es 1913 im Ersten Balkankrieg erobert und dann im Zweiten Balkankrieg wieder verloren hatten. Dabei ging es um strategische Gesichtspunkte, Bahnlinien, die Bulgarien brauchte, um seinen Ägäishafen optimal nützen zu können, nicht in erster Linie um ethnische Konflikte. Aber auch hier erwiesen sich die Verhandlungen als überaus zäh, insbesondere angesichts der türkischen Not an Kriegsmaterial, verglichen mit den lumpigen paar Quadratkilometern, um die es in Thrazien ging. Das Verhältnis der Mittelmächte zu den Balkanfragen folgte inzwischen weiterhin dem Muster, das sich seit dem türkischen Kriegseintritt herauskristallisiert hatte: Deutschland war der drängende Part, der unbedingt und möglichst rasch die notwendige Verbindung nach Konstantinopel herstellen wollte. Burian war jeder Panikmache abgeneigt und wurde darin auch von seinen Kritikern unterstützt, wie z.B. Gottfried Hohenlohe, der schrieb, er halte es »für einen Fehler der Wilhelmstraße, den Balkanstaaten ihre Wichtigkeit ausdrücklich vor Augen zu führen.«<sup>102</sup>

Im Vordergrund stand dabei immer noch Rumänien. Anfang Juni hatte Czernin noch einmal versucht, den Rumänen den Kriegseintritt aufseiten der Mittelmächte



schmackhaft zu machen: »Ich komme nicht mit einer Bitte, sondern mit einem für beide brillanten Geschäft«, erklärte er dem rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu. Doch auch er erkannte bald, dass ein solches Unterfangen ohne ein Zubrot in Form von Gebietsabtretungen in Siebenbürgen, nicht bloß von Teilen der Bukowina, aussichtslos wäre. Die Aussicht auf die Eroberung Bessarabiens, das Russland den Rumänen 1878 abgenommen hatte, allein reiche da nicht aus. Wenn es die militärische Lage gestatte, könne man Rumänien immer noch im geeigneten Moment vor ein Ultimatum stellen, sich entweder den Mittelmächten anzuschließen oder den Einmarsch zu gewärtigen, wie es Tisza immer wieder anregte (und dabei auf die Beteiligung Bulgariens hoffte). Sei das nicht möglich, solle man jegliches Drängen einstellen, um keinen Bruch im unrechten Moment zu provozieren. Die deutsche Seite wollte das Drängen freilich keineswegs einstellen: Am 25. Juni erschienen Bethmann und Jagow in Wien und überredeten Burian zu einer Anfrage in Bukarest, welchen Preis Rumänien fordere, nicht für seine Beteiligung am Kriege, sondern bloß für die Erlaubnis zur Munitionsdurchfuhr in die Türkei. Gebietsabtretungen als Belohnung für die Transiterlaubnis allein zog Burian deshalb allerdings immer noch nicht ins Kalkül. Zu seiner Erleichterung beantworteten die Rumänen die Frage ausweichend-abschlägig.<sup>103</sup>

Doch inzwischen hatte sich ein neuer Verhandlungsgegenstand ergeben, der zu einem beinahe atemberaubenden Poker führte. Rumänien hatte riesige Ernteüberschüsse noch aus dem Vorjahr, auf bis zu 5 Millionen Tonnen geschätzt, die es nicht exportieren konnte, seit die Türken die Sperre der Meerengen verfügt hatten. Die Vorräte blockierten die Lagerhäuser und die Frachtwaggons; man wisse nicht, wohin mit der neuen Ernte. Die Mittelmächte, allen voran Österreich-Ungarn, seien der einzige mögliche Abnehmer. »Wenn wir anstatt unser Gebiet anzubieten, ihre Ernte aufkaufen, werden wir ihnen mehr imponieren«, war sich Burian sicher. Dieses Druckmittel gelte es zu nutzen: »Die Rumänen müssen mit jedem Tag, der uns der neuen Ernte näher bringt, fügsamer werden«, schrieb Czernin am 7. Juli.<sup>104</sup>

Die Chutzpah lag natürlich darin, dass Österreich seinerseits jeden Bissen Brot wie einen Bissen Brot brauchte und es sich im Prinzip gar nicht leisten konnte, auf derlei Zufuhren zu verzichten. 5 Millionen Tonnen – das war mehr als der Jahresbedarf der österreichischen Reichshälfte. Das kokette Zögern Burians und Czernins sorgte da für Unverständnis nicht bloß bei Jagow, dem Burian umgekehrt vorwarf, mit seinem Drängen die Preise zu verderben, sondern auch bei Stürgkh, der nachträglich einen Seufzer der Erleichterung vom Stapel ließ: »Bisher ist es uns glücklicherweise gelungen, unsere Not vor der rumänischen Regierung soweit zu kaschieren, daß sie sich der ganzen Größe unserer Abhängigkeit vom Import offenbar nicht bewußt geworden ist.«<sup>105</sup>

Nur über die Umsetzung des Manövers waren Czernin und Burian unterschiedlicher Ansicht. Czernin wollte den liberalen rumänischen Ministerpräsidenten Bra-

tianu zum Sündenbock dafür stempeln, dass es mit der Ausfuhr nicht klappte und eine »Agrarrevolution« auslösen, wohlgerne eine Agrarrevolution von oben, »durch alle großen Bojaren«; und mit dem Konservativen Alexander Marghiloman ein Ministerium an die Macht bringen, das den Mittelmächten prinzipiell wohlgesonnen war, dem man aber rechtzeitig alle möglichen Zusagen machen müsse, um mit dem innenpolitischen Umschwung auch gleich den Kriegseintritt Rumäniens aufseiten der Mittelmächte unter Dach und Fach zu bringen.<sup>106</sup> Burian waren derlei Eventualitäten zu unsicher; für eine rein »suppositive Kombination« mit Marghiloman wolle er keine Zusagen machen; der Getreideexport müsse erst einmal Wurzel fassen, bevor man aus politischen Gründen mit seiner Unterbrechung drohen könne; ideal wäre es allerdings, wenn der Export über eine »uns auch politisch dienstbar zu machende Interessensvertretung« abgewickelt werde, nicht über staatliche Stellen. Inzwischen unterhandelte Burian über einen Sondergesandten, Baron Bornemisza, mit dem Finanzminister Costinescu, der als Ententefreund verrufen war, aber aus purer Notwendigkeit schon Mitte Juni selbst den Verkauf der Maisernte aufs Tapet gebracht hatte. Mitte Juli stimmten die Rumänen einem geheimen Transitabkommen zu: Munitionstransport – natürlich nicht; aber zivile Maschinen, warum nicht? – nämlich die Drehbänke, die benötigt wurden, um die Munition vor Ort in der Türkei herzustellen. Der Getreideexport wurde von Transportproblemen noch ein wenig verzögert, mündete aber im Dezember in ein Lieferabkommen, das im ersten Halbjahr 1916 nahezu ausschließlich für die Belieferung der österreichischen Reichshälfte verantwortlich war.<sup>107</sup>

In den Wochen, als Burian und Czernin um Liefer- und Transitabkommen pokerten, fielen hinter den Kulissen auch schon die militärpolitischen Entscheidungen. Die Russen hatten zwar zu guter Letzt doch noch ihr Einverständnis gegeben, den Rumänen die Bukowina und das Banat zu versprechen, was immer ihr Herz begehrte, wenn sie sich bloß der Entente anschlossen. Zu spät – Bratianu höhnte nur: »Was wollen Sie, in fünf Wochen haben sich die Russen vielleicht bis Kiew zurückgezogen oder hinter Warschau und Riga ...«<sup>108</sup> Das war am 22. Juli; am selben Tag entschloss sich auch Ferdinand von Bulgarien zum entscheidenden Schritt: Er ordnete die Entsendung einer Militärmission ins deutsche Große Hauptquartier nach Pleß an. Eine zweite Landung der Entente auf der Halbinsel Gallipoli, am 6. August, die sich bald ebenfalls als Rohrkrepierer herausstellte, brachte noch einmal ein Element der letzten Spannung, das Ferdinand benützte, seine Forderungen hinaufzuschrauben: Der bulgarische Anteil an der Beute umfasste jetzt nicht bloß Mazedonien, sondern halb Serbien; sogar von Ambitionen auf den albanischen Thron für den jüngeren Sohn Ferdinands war die Rede. Bezeichnenderweise sträubte sich Burian gegen diese allzu weitreichenden Konzessionen, bis die deutsche Seite drohte, ohne Rücksicht auf »das unausrottbare Gefühl der Pickiertheit« in Wien, gegebenenfalls werde man auch ohne die Österreicher unterschreiben.<sup>109</sup>

Man kann lange spekulieren, ob Bratiano den Sprung gewagt hätte, wären die Russen schon im Frühjahr auf seine Forderungen eingestiegen; oder ob Ferdinand für die auf den ersten Blick gefahrlosere Variante optiert hätte, wenn man ihm Mazedonien seitens der Briten und Russen nicht bloß versprochen, sondern schlüsselfertig übergeben hätte. Möglich ja, aber nicht wahrscheinlich: Voraussetzung für alle diese Händel war nicht bloß die Höhe des Preises, sondern die Bonität des Schuldners. Nur ein Abkommen mit dem Sieger rentierte sich wirklich. In diese Beziehung war die Aufwertung der Balkanstaaten ihnen selbst fast schon unheimlich, sobald es den Anschein gewann, als ob Bulgarien oder Rumänien über Sieg und Niederlage der Großmächte entschieden, während sie doch bloß den richtigen Zeitpunkt abwarten wollten, an dem die Waage sich kaum merklich, aber endgültig zu neigen begann. Verglichen mit dem bisherigen Kriegsverlauf war die Neigung der Waage im Sommer 1915 dramatisch genug. Der griechische König, von den Machinationen der Entente immer mehr abgestoßen, formulierte es gegenüber dem britischen Botschafter mit unverhohlener Schadenfreude: Man möge zur Kenntnis nehmen, die Deutschen hätten den Krieg einfach gewonnen.<sup>110</sup>

Diese Erkenntnis sollte nicht das letzte Wort bleiben, wie wir wissen; im Sommer 1915 freilich wirkte sie wie eine »self-fulfilling prophecy«. Am 6. September schloss Bulgarien seine Allianz mit den Mittelmächten; die Entente verschlimmerte das Übel, als sie den Serben untersagte, mit einem Präventivschlag gegen die Bulgaren zu antworten, solange deren Mobilmachung noch nicht abgeschlossen war. Ein bulgarischer Angriff gegen die Serben hätte dem Wortlaut ihres Bündnisses nach nun allerdings die Griechen zum Eingreifen bewegen müssen. Dort hatte Venizelos nach den Wahlen sein Comeback als Premier gefeiert. Doch er überreizte sein Blatt und wartete die bulgarische Offensive nicht ab, sondern lud die Entente schon vorher zur Entsendung eines Hilfskorps nach Saloniki ein, der sogenannten Orient-Armee. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Athen, Szilassy, konstatierte ein politisches Abtreibungsmanöver: Durch sein vorzeitiges Aufrollen habe Venizelos den casus foederis »vor seiner Geburt getötet«.<sup>111</sup>

Denn der König entließ Venizelos am 5. Oktober ein zweites Mal Knall auf Fall. Als die Franzosen am selben Tag in Saloniki an Land gingen, fanden sie sich als Invasoren in feindseliger Umgebung wieder. Achtundvierzig Stunden später begann der konzentrische Angriff auf Serbien; die Orient-Armee vermochte sich den Weg zu den Verbündeten nicht mehr freizukämpfen; die Reste der serbischen Armee, noch gut 100.000 Mann, schlugen sich unter enormen Strapazen quer durch das winterliche Albanien an die Adriaküste durch; von dort wurden sie in einem amphibischen Unternehmen, das einmal als »österreichisches Dünkirchen« bezeichnet wurde, von Entente-Schiffen zur Rekonvaleszenz nach Korfu transportiert, wo einst »Sisi« und Kaiser Wilhelm ihren Urlaub verbracht hatten.<sup>112</sup>

Die Österreicher hatten sich an diesem Feldzug in ihrer ureigensten Interessenssphäre nicht mit nennenswerten Kräften beteiligt: Das ursprüngliche vereinbarte Kräfteverhältnis von je sechs deutschen, bulgarischen und österreichisch-ungarischen Divisionen musste auf 6:6:3 reduziert werden. Militärische Lorbeeren holten sich die Österreicher erst im Jänner 1916, als sie den Lovcen erstürmten und das kleine Montenegro zur Kapitulation zwangen. Die Deutschen hätten mit König Nikita gerne einen »Erstlingsfrieden« abgeschlossen; Conrad, der ganz Montenegro annektieren wollte, bestand auf bedingungsloser Kapitulation; Nikita erleichterte ihm das Spiel, als er nicht mit seiner Armee in Gefangenschaft ging, sondern nach Frankreich floh.<sup>113</sup> In Serbien plädierte Jagow für einen großzügigen Frieden nach »Nikolsburger Muster«, allerdings verbunden mit einem Dynastiewechsel: Wie überall sonst auf der Balkanhalbinsel sollten »europäische Monarchen« eine zivilisatorische Mission übernehmen; Conrad hingegen wollte das Land am liebsten gleich von der Landkarte streichen, sprich: in einem »summarischen Verfahren [...] durch einen die militärische Lage gewissermaßen ratifizierenden diplomatischen Gewaltakt aus der Reihe der europäischen Staaten« ausschalten (und in einem Aufwaschen auch gleich Albanien aufteilen).<sup>114</sup>

Bei diesen Plänen ging es wohlgemerkt um einen Präventivschlag gegen die eigenen Verbündeten: Im Falle einer Niederlage wären alle Annexionen selbstverständlich hinfällig, das war selbst Conrad klar; doch im Fall des Sieges wollte die Monarchie schon lange vor der Friedenskonferenz vollendete Tatsachen schaffen. Tisza hatte sich jeden Zuwachs an serbischem Territorium schon 1914 verboten; Conrad argumentierte, diese Einschränkung hätte nur für den damals anvisierten Fall einer bloßen Strafexpedition gegen Serbien gegolten; In einem Weltkrieg seien andere Maßstäbe anzulegen.<sup>115</sup> Burian lavierte zwischen beiden Positionen. Der Ministerrat vom 7. Jänner 1916 ließ die Frage vorerst offen. Ferdinand von Bulgarien – der Tisza bei der Gelegenheit einen »sarmatischen Mephisto«<sup>116</sup> nannte – stimmte Conrad im Prinzip übrigens durchaus zu. Nur in der Praxis kamen sich die beiden »Annexionisten« in die Haare. Vor Tische las man's anders: Noch vor Jahr und Tag konnten die Bulgaren den Serben nicht genügend wegnehmen. Jetzt galten sie plötzlich als Rivalen, die einen besorgniserregenden Appetit entwickelten. (Ferdinands Söhne lernten vorsorglich bereits Albanisch.) Zwischen Bulgaren und Österreichern drohten im Bereich des heutigen Kosovo schon ernste Zusammenstöße, bis man sich am 1. April 1916 auf eine Demarkationslinie einigte, die jedoch kein Präjudiz für eine spätere Grenzziehung schaffen sollte. In Serbien blieb es vorerst bei einem Besatzungsregime.

Aufseiten der Entente bezog die Orient-Armee, mit der Zeit auf über ein Dutzend englische und französische Divisionen aufgestockt, um Saloniki ihr Lager und litt dort unter der Malaria, ebenso wie die Österreicher in Albanien, das sie im Frühjahr zum Großteil besetzten; im Niemandsland zwischen den Armeen trieben albanische

Freischärler ihr Unwesen: Ein Bericht sprach davon, Albaner hätten den Bulgaren 6.000 Schafe weggetrieben, ein anderer, von Lajos Windisch-Graetz gewohnt fantasievoll ausgeschmückt, der spätere albanische König Zogu hätte zuerst den Serben 6.000 Gewehre abgenommen, sich von den Österreichern 100.000 Goldkronen zahlen lassen und sei dann erst recht zu den Griechen übergegangen (Letzteres war falsch, man hatte ihn sicherheitshalber rechtzeitig nach Wien komplimentiert). Die Österreicher trösteten sich damit, dafür einen wahren »Wallenstein des Balkan«, Salih Bey Butka, in Dienst genommen zu haben. Auf mehr Resonanz stießen die Österreicher im von Serbien »befreiten« Kosovo; seine führende politische Gestalt über Jahrzehnte hinweg, Hassan Bey Pristina, half ihnen hier 10.000 Freiwillige zu sammeln, die sich im Herbst 1916 dann zum Teil dem türkischen Korps an der Ostfront anschlossen.<sup>117</sup>

Die Orient-Armee der Entente wiederum – unter dem Kommando eines »linken« französischen Generals, den seine Kameraden gerne abschieben wollten – band die bulgarische Armee, die vorderhand kaum anderswo zum Einsatz gekommen wäre, und brauchte disproportional viel Schifffraum zu ihrer Versorgung. Die Engländer wollten das ganze Unternehmen mehrmals schon am liebsten abblasen, ließen sich von den Franzosen wider besseres Wissen aber immer wieder zum Bleiben überreden. Aufseiten der Mittelmächte setzte sich Kaiser Wilhelm vorerst mit der Devise durch, an der griechischen Grenze stehen zu bleiben, um seinem Schwager weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen. Es kursierte das Scherzwort, Saloniki sei eigentlich das größte deutsche Kriegsgefangenenlager. Um das Maß voll zu machen, hatten die Türken – unter »von der Goltz-Pascha« – im Dezember ein britisch-indisches Korps am Tigris eingeschlossen, das im Februar kapitulierte. Aus Anlass dieses muslimischen Triumphs wurden auf der Berliner Hedwigskathedrale die deutschen – und die päpstlichen – Farben aufgezogen.<sup>118</sup>

### **Die Verschränkung von Innen- und Außenpolitik: »Austro-polnische Lösung« und »Mitteleuropa«**

Das Jahr der herben Enttäuschungen war vom Jahr der unerwarteten Erfolge abgelöst worden. Diese Erfolge vermehrten allerdings nicht die Friedensaussichten. Ganz im Gegenteil: Die Hoffnungen auf einen Sonderfrieden mit Russland, die nie sehr realistisch waren, wurden im Juli 1915 vorerst zu Grabe getragen. Von den Westmächten war erst recht kein Anzeichen des Einlenkens zu erwarten: Hier wartete man auf die Kitchener-Armeen, die britischen Massenheere, die seinem kleinen Berufsheer auf den Kontinent folgen sollten. Die Rückschläge in Osteuropa wurden aus westlicher Sicht durch Gewinne in Übersee kompensiert, die deutschen Kolonien, die bis auf Deutsch-Ostafrika 1915 alle fielen, als letztes um die Jahreswende 1916 Kamerun,

dessen Schutztruppe im spanischen Rio Muni zum Ärger der Franzosen eine überaus freundliche Aufnahme fand.<sup>119</sup> Die diplomatische Perspektive ließ sich mit den Worten des Generaladjutanten Bolfras charakterisieren: »Wir wissen nicht, was wir mit unseren Siegen anfangen sollen.«<sup>120</sup> Damit begann sich, wenn auch immer noch unter optimistischen Vorzeichen, selbst die nachjustierte Vorstellung vom kurzen Krieg langsam, aber sicher in Luft aufzulösen.

Die militärischen Erfolge führten zu einer Renaissance der Debatten des August 1914, die damals so rasch von den Ereignissen überrollt worden waren. Die austro-polnische Lösung und die Mitteleuropa-Projekte erlebten nach einem kriegsbedingten Winterschlaf ihre Wiederauferstehung.<sup>121</sup> Sie konnten, man ist versucht zu sagen: zum Leidwesen der Verantwortlichen, jetzt auch nicht mehr so dilatorisch behandelt werden wie zuvor: *Hic Rhodus, hic salta!* 1914 ließ sich die Sache mit dem Ausruf eines österreichischen Generals abtun, der empört und überrascht notierte: »Die Leute hier sind gar nicht austrophil.«<sup>122</sup> Jetzt hatten die Mittelmächte ganz Kongress-Polen in Besitz genommen. Sie konnten einer Entscheidung nur mehr mit Mühe ausweichen. Wiederum kam das System der halbherzigen, nicht ernst gemeinten Zusagen, der Hintergedanken und Vorbehalte, zu seinem Recht.

Insbesondere die Militärs, die 1914 (die Österreicher schon zuvor) den ersten Anstoß zu diesen Debatten geliefert hatten, wollten jetzt am liebsten nichts mehr davon wissen. Das galt für die Preußen, mit ihrem gespannten Verhältnis zu ihren heimischen Polen, die zum Großteil im Lager der Nationaldemokraten standen, der Partei Dmowskis, eines Abgeordneten der russischen Duma, der bisher immer einer Wiedervereinigung unter russischem Vorzeichen das Wort geredet hatte. Hindenburg ließ zwar gegenüber dem österreichisch-ungarischen Diplomaten Leopold v. Andrian-Werburg, der als ehemaliger Generalkonsul in Warschau eine große Rolle spielte, ironisch verlauten, man gönne den Österreichern dieses wunderbare Land gern; aber man traue seinen Bewohnern nicht. Ähnliches galt aber auch für die Österreicher: Ihre Diplomatie war durchsetzt mit Skeptikern der austro-polnischen Lösung. Hohenlohe in Berlin hielt genausowenig davon wie Pallavicini in Konstantinopel. Andrian-Werburg selbst war ein aufmerksamer Beobachter der polnischen politischen Szene, aber kein besonders wohlwollender; es galt mehr noch für die Militärs, die überall nur Verrat witterten. Conrad fiel zu Polen bloß ein: Wir brauchen es nur, damit Russland es nicht hat.<sup>123</sup>

Anfangs hatten sich die Verratsvorwürfe vor allem an die Adresse der Ukrainer gerichtet, oder besser gesagt: an die Russophilen unter den Ukrainern, die sich eben nicht als Ukrainer fühlten. Dafür fühlte sich die k. u. k. Armee in Ostgalizien vielfach wie im Feindesland. Die Angst vor Franc tireurs und Komitadji, die andere Armeen sonst nur beim Vormarsch überfiel, war auch im eigenen Land stets präsent und entwickelte eine gefährliche Eigendynamik: Dem Gegner, der mit Musketen kämpfte,

konnte man noch tatsächlich ins Auge schauen. Doch wer konnte bei weittragenden, gezogenen Gewehren schon immer genau sagen, wer von wo geschossen hatte, oder ärger noch: Wann immer der Feind eigene Schwächen erkannte, hieß es prompt, er sei von ungetreuen Landeskindern informiert worden. Diese Paranoia führte im Herbst in Przemyśl zu einem Pogrom gegen ukrainische Flüchtlinge.<sup>124</sup> In einem ersten Anlauf stärkte der Generalverdacht gegen die Ukrainer, die als »Tiroler des Ostens« bisher meist Ansehen in Militärkreisen genossen, die Stellung des polnischen Establishments.

Doch bald richtete sich der Verdacht auch gegen die Polen: In Galizien gab es polnische Nationaldemokraten, die zumindest indirekt eine russophile Linie vertraten: Für sie waren in erster Linie die Ukrainer der Gegner, nicht der Zar. Der ostgalizische Teil der polnischen Legion löste sich schon im September 1914 auf.<sup>125</sup> Sobald die Russen in Lemberg eingezogen waren, begann man viele der dortigen Granden der Kollaboration zu verdächtigen. Mit Argusaugen verfolgten österreichische Informanten, wer im Fasching 1915 Einladungen der russischen Besatzer angenommen hatte. Auch so manche konservative Adelige gerieten auf diese Weise ins Zwielicht. Als verdächtig galten bald auch Familien wie die Potockis, politisch über jeden Verdacht erhaben, bloß weil ihre Schlösser von den Russen nicht geplündert worden waren: »Lancut ist also vollkommen intakt und erhalten geblieben, aber auch sonst sollen die Potockis ziemlich kompromittiert sein ...«<sup>126</sup> Auch wegen der »politischen Taktlosigkeiten« des ehemaligen Statthalters Leo Pininski liefen Erhebungen, wenn auch »lediglich außergerichtliche«, weil man »unliebsames Aufsehen« vermeiden wollte.<sup>127</sup>

Die Russen hatten den griechisch-katholischen Erzbischof Szeptycky und diverse missliebige Abgeordnete verschleppt, vor allem national-ukrainische. Im Umkehrschluss hatten sich für die zurückgekehrten Österreicher alle verdächtig gemacht, die nicht verhaftet worden waren, darunter z.B. auch Thaddäus Tertil, den spätere Obmann des Polenklubs. Die Frage war nicht, ob sich hinter diesen Anschuldigungen da und dort nicht vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit verbarg; die Frage war, ob es politisch klug war, Leute mit solchem offenkundigen Mitrauen zu begegnen, die man zur gleichen Zeit als Missionare der austro-polnischen Lösung gewinnen wollte. Andrian-Werburg vertrat da noch eine vergleichsweise milde Linie, wenn er in einem längeren Bericht zu dem Schluss kam: Der »podolische« (ostgalizische) Adel sei nicht verräterisch, nur unwürdig. Hinter seinem Verhalten stecke Schwäche, nicht böser Wille. Immerhin war Andrian konservativ genug, zu raten: Eine Vernichtung des Adels läge nicht im Interesse Österreichs, wohl aber seine Disziplinierung. Dass er seine durch den Krieg ruinierten Güter ohne staatliche Subventionen nicht halten könne, biete dafür eine willkommene Handhabe.<sup>128</sup>

Das AOK hielt sich mit solchen Differenzierungen nicht länger auf. Der Armeekommandant selbst gab – wohl unwillkürlich – den Ton vor, als er nach der Rückerober-

rung Lembergs in die Stadt einzog, besser einfuhr. Jubelnde Massen säumten den Weg, doch der Erzherzog blieb in seinem Salonwagen sitzen und verweigerte ein Bad in der Menge.<sup>129</sup> Vor die Wahl gestellt zwischen unverlässlichen Ukrainern und unverlässlichen Polen, wollten Conrad und der Generalstab das Land als salomonische Lösung am liebsten weiterhin unter Militärverwaltung stellen. Das klang autoritär, doch unparteiisch – war es aber nicht: Denn die Ukrainer verloren dadurch politisch kaum etwas, die Polen hingegen brachte es um die Früchte des informellen Ausgleichs, der ihnen seit fast fünfzig Jahren die Herrschaft in Galizien sicherte. Am 30. Juni – Lemberg war seit einer Woche wieder in österreichischer Hand – fiel die Entscheidung. Wie so oft, wenn es strukturelle Fragen ging, nicht bloß um punktuelle Willkür, blieb Stürgkh fest und setzte sich durch. Die zivile Verwaltung, mit ihrem polnischen Gepräge, wurde nicht einfach beiseite geschoben. Als Stürgkhs Trumpf erwies sich das Argument, dafür habe das Militär ja doch nicht das entsprechende, sprachlich geschulte Personal.

Dafür wurde als Statthalter ein General bestellt: Das allein hielt die Mehrzahl der Polen schon für eine Zurücksetzung, eine Einschränkung ihrer wohlerworbenen Rechte, den Statthalter in Lemberg nur im Einvernehmen mit dem Polenklub im Reichsrat zu bestellen. Den ganzen Juli über meldete sich ein polnischer Politiker nach dem anderen zur Audienz beim Kaiser. In einem Rückzugsgefecht nominierte Gołuchowski, dem als »Elder Statesman« hinter den Kulissen eine wichtige Rolle zufiel, wenigstens einen polnischen General für die Stelle: Rozwadowski. Auch Burian neigte zu dieser Variante, setzte sich aber nicht durch – ressortmäßig ging ihn die Sache schließlich nichts an. Die Kompromisslösung lautete: *Cherchez la femme* – der neue Statthalter, General Colard, war immerhin mit einer Polin verheiratet war und beherrschte die Sprache.<sup>130</sup>

Sachlich ließ sich der Kompromiss in einem Land unmittelbar hinter der Front durchaus rechtfertigen, selbst wenn man nicht alle Beschwerden über die sprichwörtliche »polnische Wirtschaft« für bare Münze nahm. Bloß politisch war jeder auch noch so unparteiische Eingriff in die polnische Autonomie ein zweischneidiges Schwert in einem Augenblick, wo es um »moralische Eroberungen« ging, nicht bloß in Galizien, sondern auch in Kongress-Polen. Das Nationalkomitee in Krakau wollte als Vorstufe einer Vereinigung auch die anti-russischen Parteien in Kongress-Polen integrieren, stieß damit aber nicht auf Gegenliebe – weder bei den Ansprechpartnern in Warschau noch bei der österreichischen Diplomatie. Andrian-Werburg schrieb: Das Nationalkomitee bedürfe der »Kontrolle und Überwachung«; durch seine Tätigkeit werde eine den Lebensinteressen der Monarchie Rechnung tragende Lösung mehr erschwert als erleichtert.<sup>131</sup>

Das bloß halbherzige Engagement der Österreicher wurde gleich ein weiteres Mal offenkundig, als es darum ging, wie man den Einzug in Warschau am 5. August zu einer möglichst beeindruckenden politischen Manifestation gestalten könne. Wenig



hilfreich war von Anfang an, dass die Österreicher zu spät kamen. Die Befürworter der austro-polnischen Lösung wollten das Manko durch eine vollmundige Proklamation ausgleichen. In Berlin war man da skeptisch: Staatssekretär Jagow meinte: »Je nüchterner sich die Besitznahme vollzieht, desto besser.« Denn eine Proklamation könne nur »weniger bieten als erwartet oder mehr als gehalten werden kann.«<sup>132</sup> Wiederum vermochte sich Burian nicht durchzusetzen. Angeblich, so behauptete Biliński später, habe das Militär die kaiserliche Proklamation konfisziert. Diese zweite Enttäuschung war zuviel für den Polenklub, der drohend zum ersten Mal Bedingungen aufstellte für seine Zustimmung zur austro-polnischen Lösung, nämlich ein ungeteiltes Galizien und ein ebenso ungeteiltes Kongress-Polen.<sup>133</sup>

Damit erreichte der Streit um die austro-polnische Lösung eine dramatische Zuspitzung. Der Antagonismus zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen, wie er unter der Ägide des »Säbelregiments« in eine neue Runde ging, zählte zur Routine der altösterreichischen Politik; einmal gab die Regierung der einen Seite den Zuschlag, einmal der anderen; diesmal setzten die Deutschen auf das Militär, die Zivilverwaltung steuerte klammheimlich Gegenkurs. Auch das Tauziehen zwischen Militär und Zivil, ja die Eifersüchteleien der Verbündeten zählten zu den vorhersehbaren Begleiterscheinungen der Kriegszeit. Der Bruch zwischen den politischen Eliten der Polen und Ungarn – zusammengehalten von ihrer gemeinsamer Feindschaft gegen Russland und ihrer Allergie gegen deutsche Dominanz – stellte hingegen ein Novum dar.

Deutsche und Tschechen verfügten 1915 über keine Alpha-Tierchen, nur Kleinmeister, die einander gegenseitig im Weg standen. Bei den Tschechen zog im Hintergrund ein schlaues Bäuerlein die Fäden; bei den Deutschen war es der Hochadel, der im Kriege bis zu einem gewissen Grad diese Lücke ausfüllte. Ungarn und Polen hingegen verfügten beide über achtungsgebietende Spitzenrepräsentanten, auch in den eigenen Reihen keineswegs unumstritten, doch ausgestattet mit Weitblick und Durchsetzungsvermögen, politische Überlebenskünstler auch, die nach schmerzlichen Niederlagen nicht einfach aufgegeben hatten, sondern zu einem erfolgreichen Comeback angesetzt hatten: Graf Istvan Tisza und Leon von Biliński. Institutionell war Tisza als ungarischer Ministerpräsident dem Obmann des Polenklubs freilich um Längen voraus. Ja, man könnte formulieren, die tiefere Ursache ihres Konflikts lag in dem Bestreben Tiszas, sicherzustellen, dass sich an dieser Ausgangsposition auch in Zukunft nichts ändern würde. Schon im August 1914 schrieb Tisza, er freue sich über die »kalte Dusche« aus Berlin für die Pläne der österreichischen Polen; man müsse diese »Bilińskiad in gehörigen Grenzen« halten. Er erläuterte diesen Vorbehalt mit dem insbesondere für österreichische Ohren gedachten Argument: »Als Ungar wisse er, wie schwer es ist, maßlose Ideen und Hoffnungen, wenn sie einmal in ein Land Eingang gefunden hätten, wieder auszurotten.« Man dürfe sich da nicht in ein Lizit um die Gunst der Polen mit Russland einlassen.<sup>134</sup>



LOTHAR HÖBELT  
**FRANZ JOSEPH I.**  
DER KAISER UND SEIN REICH  
EINE POLITISCHE GESCHICHTE

Franz Joseph I., ein Kaiser, der nicht bloß über ein Reich herrschte, das einen »Anachronismus« darstellte, sondern der auch längst jeden Kontakt mit einer sich rapide verändernden Welt verloren hatte? Dieses Buch zeichnet ein ganz anderes Bild und unternimmt eine Neubewertung der Epoche und der Person Franz Josephs, der sich zu einem der bestunterrichteten Politiker seiner Zeit entwickelte und nach der Krise der 1860er-Jahre Schritt um Schritt seine innenpolitische Handlungsfreiheit zurückgewann. Er verstand es, die Habsburgermonarchie in einem Zustand wohltemperierter Unzufriedenheit zu belassen, die kein gemeinsames Agieren der liberalen Kräfte ermöglichte, aber auch nicht den Bestand übergreifender Institutionen gefährdete. Diese Balance, die ständig nachjustiert werden musste, war das Geheimnis der Regierungskunst Kaiser Franz Josephs I.

2009. 171 S. 135 X 210 MM. GB | ISBN 978-3-205-78316-9

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0  
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



MARIA MESNER, ROBERT KRIECHBAUMER,  
MICHAELA MAIER, HELMUT WOHNOUT (HG.)

## **PARTEIEN UND GESELLSCHAFT IM ERSTEN WELTKRIEG**

DAS BEISPIEL ÖSTERREICH-UNGARN

Der Band betritt historiographisches Neuland, indem er die Haltung der politischen Parteien der Habsburger Monarchie ins Zentrum der Betrachtung stellt. Die Widersprüche, in denen sich die Parteien vor und bei Kriegsausbruch befanden, und wie sie ihre Haltungen und Strategien im Verlauf des Krieges änderten, werden in den einzelnen Beiträgen auf einer breiten Grundlage von historischen Quellen dargestellt. Eingebettet werden diese Betrachtungen in Schilderungen der zeitgenössischen Zivilgesellschaft und kulturhistorische Analysen.

Mit Beiträgen von Maureen Healy, Johannes Schöner, Lutz Musner, Gernot Stimmer, András Gerő, Maddalena Guiotto, Regina Wonisch, Maria Mesner, Michaela Sohn-Kronthaler, Erwin A. Schmidl, Wolfgang Maderthaner, Lorenz Mikoletzky und Manfred Rauchensteiner.

2014. 243 S. 14 S/W-ABB. BR. 170 X 240 MM. | ISBN 978-3-205-79620-6



WOLFRAM DORNIK,  
JULIA WALLECZEK-FRITZ,  
STEFAN WEDRAC (HG.)

**FRONTWECHSEL**  
ÖSTERREICH-UNGARNS  
„GROSSER KRIEG“ IM VERGLEICH

Mit seiner breit angelegten Perspektive auf die Geschichte des Ersten Weltkrieges folgt der vorliegende Sammelband den aktuellen Trends der internationalen Weltkriegsforschung. Die Autoren untersuchen nicht nur die sogenannte „Heimatfront“ des Ersten Weltkrieges, sondern werfen gleichermaßen einen Blick auf andere Kriegsschauplätze. Die zwanzig Beiträge versuchen die Ereignisse zwischen 1914 und 1918 sowohl in die langen Linien des 19. und 20. Jahrhunderts einzubetten, wie auch die oft an die nationalstaatlichen Perspektiven gebundenen Grenzen aufzubrechen. Als Ergebnis liegen nun neue Einblicke vor, die diesen ersten weltumspannenden Krieg, der das gesamte folgende Jahrhundert prägte, in einem neuen Licht erscheinen lassen.

2014. 466 S. 6 GRAFIKEN. GB. 155 X 235 MM | ISBN 978-3-205-79477-6



AUCH ALS eBook!

MANFRIED RAUCHENSTEINER

**DER ERSTE WELTKRIEG**

UND DAS ENDE DER HABSBURGER-MONARCHIE 1914–1918

Die Geschichte von der Entfesselung des Ersten Weltkriegs, von der Rolle Kaiser Franz Josephs, vom Verhalten der Nationalitäten der Habsburgermonarchie bis zum Zerfall eines 630-jährigen Reiches liest sich wie ein spannender Roman. Es geht um Politik und Krieg, das Bündnis mit Deutschland, Krieg als Ausnahmezustand und als Normalität. Das Buch, von einem der führenden Historiker Österreichs, ist eine mitteleuropäische Enzyklopädie des Ersten Weltkriegs.

Dieser Titel liegt auch für eReader, iPad und Kindle vor.

2013. 1222 S. 32 S/W-ABB. UND 2 KARTEN. GB. 170 X 240 MM.

ISBN 978-3-205-78283-4 [BUCH] | ISBN 978-3-205-79259-8 [EBOOK]

„Ein epochales Werk.“

*Der Spiegel Geschichte*

„Rauchensteiner gibt einen vorzüglichen Überblick über all das, was man [...] über Kaiser Franz Joseph und den Untergang der Donaumonarchie immer schon wissen wollte.“

*Frankfurter Allgemeine Zeitung*

BÖHLAU VERLAG, WIESINGERSTRASSE 1, A-1010 WIEN, T: +43 1 330 24 27-0  
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



Österreich-Ungarn war nach 1914 kein todgeweihtes Reich. Bis zum Sommer 1918 war keineswegs klar, ob man „stehen oder fallen“ würde. Es hieß, die Konjunkturen zu nützen, für die Monarchie nach außen genauso wie für die Nationalitäten im Inneren des Reiches. Wer konnte, verfolgte eine Politik der „zwei Eisen im Feuer“, um für jeden Ausgang des Krieges gerüstet zu sein. Die Frage war: Ließ sich eine Reichsreform mitten im Krieg durchführen, oder sollten alle Reformen vertagt werden, „bis der letzte Schuss gefallen ist“?

Lothar Höbelt, geb. 1956, studierte bei Heinrich Lutz und Adam Wandruszka und ist seit 1997 Professor für Neuere Geschichte an der Universität Wien.

